



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stockhammern, Franz von: Aus Geheimerichten an den Grafen Hertling
(1915-1917). IV.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sie nicht sehen, nicht anerkennen. Wir Deutschen haben noch dazu größere Sorgen. Die heißen Hunger und Spartakus, Elfaß-Lothringen, Saarbecken, Pfalz, das ganze Rheinland, Schleswig, Westpreußen, Ostpreußen, Posen, Oberschlesien, Deutsch-Osterreich, deutsche Schutzgebiete und anderes mehr. Aber trotzdem wollen wir nicht ganz vergessen der wackeren und treuen deutschen Wallonei!



Aus Geheimberichten an den Grafen Hertling

(1915—1917)

Von Franz von Stockhammern, Ministerialdirektor im Reichsfinanzministerium

IV.

Lugano, den 10. Januar 1916.



U n italienischen politischen Kreisen wird der Wunsch nach Bildung eines Konzentrationsministeriums immer stärker. Salandra wehrt sich vorläufig noch entschieden gegen eine derartige tieferegreifende Änderung der bisherigen Regierungsmaximen Italiens. Nach meiner unmaßgeblichen Auffassung zeugt dies von einigem Weitblick. Was wir aus Frankreich über die Unzuträglichkeiten hören, die ein Konzentrationsministerium sozusagen im Keime in sich trägt, wirkt für einen italienischen Staatsmann wohl kaum ermutigend. Der in Deutschland noch fremde Begriff des Konzentrationsministeriums verlangt, daß alle Parteien des Landes mit Ausschluß vielleicht der absolut oppositionellen Elemente in ihm vertreten sind. Dies hat zur naturgemäßen Folge, daß die Parteien, die tatsächlich im Parlament den Ausschlag geben, sich in ihrer Bedeutung reduziert sehen, da ihre Vertretung im Kabinett unmöglich ihrem zahlenmäßigen Stärkeverhältnis entsprechen kann. In einem Konzentrationsministerium muß auch eine Gruppe, die vielleicht höchstens 15 % des Parlaments umfaßt, mit mindestens einem Minister vertreten sein: soll daher das Ministerium nicht zu einer Kohorte anschwellen, so müssen die großen Parteien auf eine ihren Stärkeverhältnissen entsprechende Vertretung verzichten. Dies hat, wie verschiedene Berichte meines französischen Vertrauensmannes haben ersehen lassen, zu ganz erheblichen Mißvergnülichkeiten in Frankreich geführt, und es versteht sich, wenn Herr Salandra vorläufig sich gegen den Vorschlag sträubt, die bisher für das italienische Verfassungsleben maßgebenden Grundsätze, nach denen das Ministerium einer annehmbaren Majorität des Parlaments entspricht, einer allzu eiligen Revision zu unterziehen.

Hierzu kommt, daß bei Bildung eines Konzentrationsministeriums selbstverständlich auch das katholische Element berücksichtigt werden müßte. Der vom Vatikan stillschweigend geduldete Führer der Katholiken, Meda, hat sich durch die von ihm in der letzten Tagung gehaltene und außerordentlich vaterländische Rede zweifellos einen Anspruch auf seine Berufung in ein Konzentrationsministerium erworben.

Setzt man sich in die Lage des italienischen Ministerpräsidenten, so wird man anerkennen müssen, daß diese Konstruktion nicht ohne weiteres durchführbar ist. Herr Salandra, — man möge sich doch bei uns das gedankenlose Schimpfen über die Unfähigkeit der italienischen Staatsmänner abgewöhnen —, der im Vatikan wohl Bescheid weiß, ist sich völlig darüber im klaren, daß die Lösung der Römischen Frage ihm noch große Schwierigkeiten bereiten wird. Er und mit ihm die Minister Grippo und Cavasola sind die einzigen, die die Bedeutung dieser Frage für die innere Politik Italiens würdigen und die daher im Interesse ihres Vaterlandes zu handeln glauben, wenn sie für eine Verständigung mit dem Heiligen Stuhl eintreten. Diese Gruppe ist aber sehr klein. Ihr stehen gegenüber die ausgesprochenen Feinde des Vatikan, die, wie Herr Orlando, Martini, Barzilai, Ciuffelli und Carcano, sich den Teufel um italienische Interessen scheeren, wenn es gilt, dem Papst einen Tord anzutun. Herr Salandra hat außerdem mit der Gruppe der Indifferenten, den Herren Sonnino, Danico und Ricci zu rechnen, die das Problem von seinem religiösen Grund loslösen und ausschließlich unter dem Gesichtswinkel der auswärtigen Politik Italiens betrachten. Man begreift daher, um zum Ausgangspunkt zurückzukehren, vollständig, daß Herr Salandra sich erst unter dem Druck der alleräußersten Notwendigkeit entschließen wird, ein Konzentrationsministerium zu bilden.

Ich möchte in diesem Zusammenhang und mit der Bitte um vertrauliche Behandlung melden, daß ich in den letzten Tagen Gelegenheit hatte, Kenntnis vom Inhalt einiger Briefe zu erhalten, die ein vorübergehend in der Schweiz sich aufhaltender österreichischer Magnat, dessen Name in der europäischen Diplomatie einen guten Klang besitzt, von zwei Mitgliedern des derzeitigen österreichischen Ministeriums erhalten hat.

Hieraus war zu ersehen, daß man im Schoß der österreichischen Regierung die Entwicklung der wirtschaftlichen Lage der Monarchie mit sorgenvollem Auge betrachtet. Es war — ich wiederhole aus dem Gedächtnis — unter anderem darin der Satz enthalten, daß es wohl fast unmöglich sein werde, die österreichische Finanzwirtschaft noch sehr lange im Gange zu erhalten und daß man, wenn nicht bald Frieden werde, schon jetzt „Konvulsionen erleben werde, die einen gefährdrohenden Auftakt für die nähere Zukunft Osterreich-Ungarns bedeuten würden“. Es war in diesem sehr interessanten Schreiben weiter dem Gedanken Ausdruck verliehen, daß es wohl schwierig sein würde, das Volk weiterhin noch lange in der Weise zu täuschen, wie man das bisher getan habe, und daß die geradezu ungeheuerliche Steuerlast, die Osterreich auf sich nehmen müsse, für den gutmütigen österreichischen Bürger einen Sturz aus allen Himmeln seiner Erwartung bedeuten müsse. Graf Berchtold und seine kavalierrmäßige Art, Politik zu machen, kommen ziemlich unter die Räder, und der Grundton des offenbar in sehr sorgenschwerer Stimmung verfaßten Briefes ist der einer melancholischen Anklage gegen die Redakteure des berühmten Ultimatus. Dieser Brief ist gewiß nicht entscheidend, aber er ist immerhin ein Symptom, das Beachtung verdient.

Luzern, den 26. Januar 1916.

Man wünscht in Berlin die Ansicht meines vatikanischen Gewährsmannes über die Wirkung zu hören, die die Freigabe der Erörterung der Friedensziele durch die deutsche Presse im Auslande machen würde, und man wünscht weiters über den Stand der Friedensströmungen in den Ländern des Vierverbandes unterrichtet zu werden. Mein Gewährsmann warnt mit allem Nachdruck vor der Freigabe der Erörterung der Friedensziele, da der Vierverband aus dieser Maßregel nicht das Bewußtsein der Sicherheit, die uns als beati possidentes befehlt, herauslesen, sondern sie lediglich als Zeichen der Schwäche deuten würde. Außerdem, und damit dürfte er Recht haben, könnte dieser Schritt nur als Kitt oder besser gesagt Zement für die Entente wirken, deren ohnehin schon künstlich genug konstruiertes Gebäude eine Menge Risse aufweist. Wie wir hier hören, ist man in Berlin zur Zeit mehr als je auf den Frieden erpicht. Zu bedauern ist nur, daß man dies auch im Ausland merkt, und zwar mehr, als unserem Prestige nützlich ist. Ich hatte neulich Gelegenheit, einer in ziemlich ungeniertem Ton geführten Unterhaltung österreichischer Diplomaten anzuwohnen und konnte mich nicht genug wundern, wie genau man in diesen Kreisen über die Taftversuche Berlins unterrichtet scheint. Ich trage daher auch nachgerade Bedenken, meine Freunde beständig für Fragen zu interessieren, die mehr und weniger unser Friedensbedürfnis zeigen und uns, die wir militärisch so stolz und stark dastehen, politisch auf das Niveau einer alten Jungfer herabdrücken, die, von Torßchlußpanik befallen, nicht deutlich genug verraten zu können glaubt, wie sehr ihr Sinn nach dem Standesamt, hier nach dem Friedensprotokoll drängt. Was die Sache mißlich macht, ist, daß man in Österreich-Ungarn, und zwar nicht etwa in politischen Klubs, sondern in Regierungskreisen diese Friedenssehnsucht mit dem Ergebnis unserer letzten Ernte und mit den schlechten Aussichten erklären will, die die nächste Ernte angesichts der anormalen Witterungsverhältnisse dieses Jahres verspreche. Ich bin hier selbstverständlich nicht in der Lage, die Richtigkeit dieser Annahmen nachzuprüfen. Sie bestehen aber, und es ist jedenfalls charakteristisch für unsere Verbündeten, daß sie uns so genau auf die Finger sehen.

Zürich, den 2. Februar 1916.

Die Fäden, die von Konstantinopel aus früher nach dem Großorient Paris gingen, waren, wie bekannt, sehr zahlreich und eng geknüpft und sie sind auch nach Ausbruch des Krieges, wie die Anlage ersehen läßt, nicht ganz abgerissen. Inwieweit dies für die deutsche Politik Anlaß zu einer gewissen Vorsicht werden kann, vermag ich von hier aus nicht zu beurteilen; soviel aber scheint mir auf Grund meiner Informationen festzustehen, daß die leitenden Kreise der Türkei sich mehr und mehr zu fühlen beginnen, und daß sie im stillen den Tag herbeisehnen, an dem sie den deutschen Lehrmeister auf gute Art anbringen können. Vom Standpunkt der Würdigung der großen internationalen Zusammenhänge der Lage ist auch dieses heutige Türkenkapitel ein wertvoller Beitrag, da es zeigt, daß die Freimauerei mit Geschick selbst in Ländern, in denen für sie angesichts religiöser oder politischer

Hindernisse ein Nährboden nicht gegeben ist, in irgendeiner Form mit den freigeistigen Elementen sich zu verständigen vermag. Je mehr man sich mit dieser Materie beschäftigt, desto klarer erkennbar wird die große Linie, die hier innegehalten werden muß. Der Gedankengang ist in Kürze der folgende. Wir haben innerhalb des Gebiets der europäischen und der von ihr beeinflussten überseeischen Zivilisation drei Institutionen mit internationaler Organisation und mit internationalen Zusammenhängen: die katholische Kirche, die Sozialdemokratie, besser gesagt der Sozialismus, und die Freimauerei. Der Weltkrieg 1914/15/16, der fast ein Duzend Staaten erfaßt hat, bietet wohl den stärksten Prüfstein dafür, ob und inwieweit jede dieser drei Organisationen auch in Kriegszeiten ihre internationalen Verbindungen aufrecht hält und ob und inwieweit ihre Angehörigen die Interessen des eigenen Vaterlandes vor jene der Organisation setzen.

Was die katholische Kirche anlangt, so ist man, man kann sagen, fast bis zum Vorabend des gegenwärtigen Krieges, und ganz besonders in Deutschland zur Zeit des Kulturkampfes nicht davor zurückgeschreckt, ihre Führer mangelnder nationaler Gesinnung zu bezichtigen und ihnen zu imputieren, sie würden im gegebenen Falle die Interessen ihrer Kirche vor die des Vaterlandes setzen. Der bisherige Verlauf des Krieges hat gezeigt, wie außerordentlich dolos diese Anschuldigungen waren. Der katholische Klerus hat sich in allen Ländern, auch in Italien, wo der Interessengegensatz zwischen Vatikan und Quirinal immerhin als moralische Hemmung hätte wirken können, von außerordentlichem Patriotismus beseelt gezeigt und stellt zum Teil, ich weise auf Belgien und Frankreich hin, das rabiateste Element der Bevölkerung dar. Diese Neigung zum Chauvinismus hat ihren Weg bis in den höchsten Senat der Kirche gefunden und es wird wohl schwer halten, einen Engländer mit gleicher Rücksichtslosigkeit an der Arbeit für sein Vaterland zu sehen, als dies bei Kardinal Gasquet in Rom der Fall ist. Das Märchen von der Staatsgefährlichkeit der internationalen Organisation der katholischen Kirche ist somit durch den derzeitigen Krieg zerstört, was, wie mir neulich mein durch die Schweiz reisender Ordensgeneral sagte, nach dem Krieg selbstverständlich in allen Ländern als politisches Verteidigungsmittel von Seiten der Kirche ins Feld geführt werden wird.

Die zweite internationale Institution, ziemlich jungen Datums, aber in kurzer Zeit enorm rasch angewachsen, ist der Sozialismus. Soweit er aber davon träumte, über die Grenzen des eigenen Vaterlandes hinaus gemeinsame Interessen und zwar Interessen von solcher Stärke zu haben, daß sie denen des eigenen Landes unbedenklich voraussetzen seien, sind alle seine Hoffnungen kläglich zuschanden geworden. Auch die Sozialisten sind gute Patrioten geblieben und sie zeigen sich, von einigen Narren der Konsequenz abgesehen, überall vom gleichen Abscheu beseelt, wenn es auch nur andeutungsweise heißt, der Sozialismus will sich auf internationaler Grundlage oder gar zum Schaden der einzelnen Heimatstaaten seiner Angehörigen verständigen. Der französische wie der deutsche Sozialist fühlt, wünscht und kämpft vorerst für Frankreich und für Deutschland. Auch diese Organisation wird sich in Zukunft gegen den Vorwurf wahren, sie sei nicht vaterländisch gesinnt oder sie setze die Interessen der Partei über die des Staatsganzen, wenn es darauf ankommt, das Vaterland zu verteidigen.

Die einzige internationale Institution, deren unter dem Schleier des Mysteriums errichtetes Gebäude den Stürmen des Weltkrieges getrotzt hat, ist die

Loge. Nicht nur dies. Sie hat gerade in dieser Zeit internationaler Wirren die Geschlossenheit ihrer Organisation bewährt. Der Großorient Paris dirigiert im Verfolg seiner revolutionären und atheïstischen Ideale alle Länder, in denen die Loge offen oder heimlich Fuß fassen konnte, mit fast unbeirrbarer Zielsicherheit. Die Ententefreimaurerei hat es hauptsächlich durch ihre Presse bisher vortrefflich verstanden, nach dem Grundsatz des Verbrechers, der ruft: „Haltet den Dieb“, die Aufmerksamkeit der regierenden Kreise aller Länder von sich und auf die Staatsgefährlichkeit der katholischen Kirche und wo es notwendig war, auch des Sozialismus, hinzuweisen. Was wir aber bis jetzt und von den Fühlern und Fäden erfahren haben, die vom Großorient Paris aus nach London, nach Rom, nach Athen, nach Bukarest und nach Konstantinopel gehen, das zeigt wahrhaftig, welche Organisation internationalen Charakters die tatsächlich gefährliche ist. Und man wird aus dieser Erkenntnis doch wohl die Schlußfolgerung ziehen müssen, daß das Staatsinteresse es gebietet, diese Organisation und ihre internationalen Zusammenhänge auch künftighin einer scharfen Kontrolle zu unterstellen und sich auch für die Zeit nach dem Krieg einen genauen Überblick über die jeweiligen Ziele und Bestrebungen der Ententefreimaurerei zu sichern.



Briefe aus Sowjetrußland Juni 1920

Von * * *

Wir freuen uns, den Lesern der „Grenzboten“ Briefe eines deutschen Delegierten aus Moskau mitteilen zu können. Der Name des Verfassers und eine Reihe von persönlichen und dienstlichen Angaben muß zurückgehalten werden. Trotzdem dürfte das im folgenden Abgedruckte zum anschaulichsten gehören, was heute aus dem Sowjetland zu uns dringt. D. R.

Moskau, Anfang Juni 1920.



Der erste Eindruck von Petersburg und Moskau war seiner Zeit, da ich gerade zur Schneeschmelze ankam, einfach unbeschreiblich. Auf den Trottoiren sank man bis an die Knöchel in den Schmutz. Auf der Straße selbst konnten Fuhrwerke gar nicht fahren; denn vor manchen Häusern war das Eis bereits weggeschafft, während es wohl vor den meisten noch nicht gesäubert war, so daß sich auf den Straßen Löcher und tischhohe Erhöhungen gebildet hatten, über die selbst Fußgänger immerwährend springen mußten. Wer Moskau und Petersburg seit 2 Jahren nicht mehr gesehen hat, wird sehr erstaunt sein durch die Unmasse abgerissener Häuser. Man hat in beiden Städten Tausende von Holzhäusern und Holzwillen abgerissen und während des letzten Winters verbrannt. Viele Straßen gleichen demnach einem Frontbild. Man hat die Holzteile der Häuser utillisiert, während Backsteinhausen und kahle Ofen nachgeblieben sind.

Gleich am nächsten Tage nach meiner Ankunft ging ich in das Auswärtige Amt, um meine Papiere prüfen zu lassen, damit ich von der Sowjetregierung Aufsent-